

Bücherbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **4 (1924-1925)**

Heft 10

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücherbesprechungen

Diplomatenspiel.

Als Sir Edward Grey am 3. August 1914 im Unterhaus die seit langem stattgehabten „Besprechungen“ der britischen und französischen General- und Admiralstäbe (in sehr bescheidenem Maße) enthüllte, seinen Briefwechsel mit dem französischen Botschafter Paul Cambon vom November 1912 verlas und nicht wörtlich, aber ganz unzweideutig zum Ausdruck brachte, daß Großbritannien entehrt sein werde, wenn es Frankreich nicht beistünde, waren die echten Demokraten Großbritanniens verblüfft und zum Teil empört. Hatte doch die britische Regierung in den vorausgegangenen Jahren wiederholt im Unterhaus erklärt, das Land habe keinerlei Verpflichtung irgendwelcher Art, sich an einem Kontinentalkrieg zu beteiligen. Viele Engländer empfanden das Verhalten ihrer Regierung als einen Betrug am britischen Volke. In diesem Sinne ging am schonungslosesten E. D. Morel vor, der bei Kriegsausbruch als Parlamentskandidat der Liberalen ausschied und zur Labour Party überging. Ihm stand nach dem Kriege der inzwischen verstorbene Carl Lobeurn bei, der selbst von 1906 bis 1912 Mitglied des Kabinettes Campbell-Bannerman-Asquith war und in seinem Buche „How the War came“, wie Morel, darlegte, daß Grey-Asquith-Haldane (denen sich später als Eingeweihte Winston Churchill und Lloyd George zugesellten) Großbritannien durch ihre Geheimdiplomatie bündnisartig an Frankreich-Rußland gefesselt hatten. Diese Vorwürfe wurden auch von anderen Publizisten erhoben und neuerdings hat E. G. Jellicoe ein wuchtiges Anklagebuch gegen die englische Vorkriegspolitik veröffentlicht.*)

Jellicoe ist ein hervorragender Jurist, er hat viele Länder bereist und war selbst schon Parlamentskandidat der Liberalen Partei. Zwar ist sein ausgesprochener Antisemitismus modern, aber er mutet sonst in seiner tiefen Gläubigkeit, in seinem starren Rechtsgefühl, in seinem Abscheu vor dem Materialismus, Imperialismus und Kapitalismus der neueren Generation wie eine strenge Puritanerfigur aus vergangenen Zeiten an. Der Verfasser brandmarkt den unter Edward VII. begonnenen Wechsel der britischen Politik und die wachsende Feindschaft gegen Deutschland aus Handelsneid und Eifersucht, die zur planmäßigen Isolierung der Mittelmächte führte. Im Gegensatz zu den meisten seiner Mitbürger besteht für ihn kein Unterschied zwischen dem Marinismus Großbritanniens und dem Militarismus Deutschlands. Jellicoe schrieb schon am 3. Oktober 1914 an Lord Haldane und viele andere einflußreiche Landsleute: „Ich fühle, daß die Verruchtheit unseres Anteils an dem gegenwärtigen schrecklichen Krieg so sehr groß ist, daß Sie, wenn ich Sie davon überzeugen könnte, freudig Ihre wertvolle Hilfe und Ihren Rat geben würden, um dazu beizutragen, daß unsere tolle Laufbahn und unsere Kriegsgier zu einem Ende gelange.“ Natürlich fand er nicht die geringste Unterstützung in seinen Bemühungen um einen Ausgleichsfrieden. Und seitdem Jellicoe dies im Oktober 1914 geschrieben hat, ist er in der Beurteilung der Julikrise 1914 zu einem womöglich noch vernichtenderen Urteil der Entente-politik gelangt. Er hebt wiederholt hervor, daß die russische und französische Mobilmachung durch die Haltung Sir Edward Greys direkt veranlaßt wurde, und er meint, der Krieg habe bereits mit Churchills Befehlen an die Flotte vom 24., 25. und 27. Juli begonnen. Deutschlands Marsch durch Belgien findet er nach Lage der Dinge berechtigt. Er geißelt ferner die Scheinheiligkeit von Englands idealen Kriegsmotiven und Kriegszielen, er verurteilt die grausame Hungerblockade und weist auf die im Herbst 1918 vertragsmäßig vereinbarte Friedensbasis hin, die 1919 schnöde verlassen wurde.

*) Playing the Game. What Mr. Asquith in his book „The Genesis of the War“ does not tell us. John Long, Ltd., London 1924. 274 Seiten. 12¹/₂ Schill. geb. Für die Schweiz Auslieferung durch A. Francke A.-G., Buchhandlung, Bern.

Das Buch enthält manches wenig zugängliche Material über die geheime Bindung Englands an Frankreich und über die lügenhaften Ablehnungen dieser Tatsache seitens britischer Staatsmänner. Es enthält auch einzelne geschichtliche Irrtümer und Lücken. Ein interessantes, temperamentvolles Buch. Aber doch ein Anklagebuch. Der Wahrheitsdrang des Verfassers ist aller Ehren wert. Nur wer sein Vaterland so aufrichtig liebt und zu bessern wünscht, wie Jellicoe, hat das Recht, derart scharf, und nicht frei von Einseitigkeit, die Verantwortlichkeiten seiner leitenden Mitbürger bloßzulegen.

Zehn Jahre „Union of Democratic Control“.

Als Sir Edward Grey am 3. August 1914 im Unterhaus möglichst verschleiert, aber doch deutlich bemerkbar, zu erkennen geben mußte, daß die britische Regierung Frankreich gegenüber nicht frei sei, erwachte in einigen fortschrittlich gesinnten Engländern der Gedanke, eine Organisation zu gründen, die eine Wiederkehr dieser Geheimdiplomatie verhindern sollte. So entstand im November 1914 unter Führung von Charles Trevelyan, Arthur Ponsonby, E. D. Morel, Ramsay MacDonald und Norman Angell die „Union of Democratic Control“. Sie breitete sich ziemlich rasch aus, wurde dann aber von der Regierung auf jede erdenkliche Weise behindert, weil die „Union“ von Anfang an der Behauptung von Deutschlands Alleinschuld widersprach und einen möglichst baldigen Verständigungsfrieden anstrebte. Die U. D. C., wie sie kurz genannt wurde, fand auch in der Schweiz Beachtung. Einige ihrer ersten Veröffentlichungen wurden von Rascher & Co., Zürich, 1915 in deutscher Übersetzung herausgebracht.

Das zehnjährige Bestehen der U. D. C. hat Frau H. M. Swanwick veranlaßt, die Geschichte der Organisation zu schreiben: „Builders of Peace. Being Ten Years' History of the Union of Democratic Control“, The Swarthmore Press, London, 2½ Sh. Die Seele der Bewegung war der kürzlich — viel zu früh — verstorbene E. D. Morel, der ein Vorwort zu dem Buche schrieb. In der U. D. C. ist eine Elite des britischen Volkes vereinigt, Leute wahrhaft demokratischen Geistes, deren Führer im Krieg trotz unflätiger Beschimpfungen und tätlicher Angriffe, trotz gesellschaftlicher Achtung und der üblichen Verleumdung, von Deutschland bezahlt zu sein, unbeirrt den als richtig erkannten Weg verfolgten. Neben Ramsay MacDonald war E. D. Morel im Krieg einer der bestgehaßten Männer Großbritanniens. Als die U. D. C. 1917 mehr und mehr Anhänger für einen Verständigungsfrieden fand, ergriff die Regierung die Gelegenheit, um E. D. Morel wegen eines unbewußten, rein technischen geringen Verstoßes gegen ein Kriegs-Schutzgesetz sechs Monate ins Gefängnis zu werfen.

Die „Union für demokratische Kontrolle“ stellte lange vor Wilson ein Friedensprogramm auf, das den späteren 14 Punkten entsprach. Auch beachtete Wilson die Veröffentlichungen der U. D. C. Frau Swanwick führt dabei einen merkwürdigen Umstand an. Bekanntlich hat Wilson stets behauptet, er sei in Unkenntnis der während des Krieges zwischen den Alliierten abgeschlossenen, raubgierigen Geheimverträge auf die Pariser Friedenskonferenz gegangen, was mit vielen anderen der amerikanische Historiker Barnes „beinahe unglaublich“ findet, da diese Verträge im Frühjahr 1918 in England und Amerika veröffentlicht wurden. Nun enthüllt Frau Swanwick als Tatsache, es sei bekannt, daß Wilson das im April 1918 in London erschienene Büchlein von F. Seymour Coaks, „The Secret Treaties“, eine Sammlung aller Geheimverträge, gelesen habe und daß man das Buch auf seinem Tisch habe liegen sehen! (S. 108). Die Verfasserin meint, offenbar sarkastisch, Wilson habe anscheinend die Bedeutung dieser Verträge nicht begriffen. Der Fall erinnert mich an eine Dame, die mir einmal allen Ernstes sagte, sie könne, wenn sie in üble Gerüche und Dünste gerate, die Funktionen ihrer Nase abstellen. Vermutlich vermochte auch Wilson sein Gedächtnis vor Dingen zu verschließen, die seinem hohen Gedankenflug nicht genehm waren.

Am 1. Juli 1919 gab die U. D. C. die erste Nummer ihrer Monatschrift „Foreign Affairs“ heraus, die rasch eine Verbreitung bis zu 20,000 Exemplaren fand. Die Anhängerzahl der U. D. C. stieg auf über 1½ Millionen an. Neun Mitglieder der U. D. C. saßen im Kabinett Macdonald. Die Hauptprogramm-punkte der „Union“ sind: Allgemeine Abrüstung; Errichtung eines wahren Völkerbundes; „offene Türen“ im Handelsverkehr; Abschaffung der Geheimdiplomatie; gründliche Revision des Vertrages von Versailles.

„Builders of Peace“ ist vor allem ein Tribut für E. D. Morel, der bekanntlich die Schuldfragebewegung in England geführt hat. Sein Ansehen war wieder mächtig im Steigen begriffen, als er, nach einem großen Wahlsieg des Bundes, am 12. November einem Herzschlag erlag. Die U. D. C. wird auch ohne ihn entschlossen und zuversichtlich ihren Weg fortsetzen.

Hermann Lutz.

Zwei Schriften zur Frage von Völkerbund und Neutralität.

Max Huber: Die schweizerische Neutralität und der Völkerbund; in „Ursprung und Wert des Völkerbundes“, Kopenhagen 1924.

Prof. Max Huber gibt in dieser Arbeit eine Übersicht über sieben Zeitabschnitte: I. Die schweizerische Neutralität bis 1815; II. Das 19. Jahrhundert und der Weltkrieg; III. Vorbereitung des Friedensschlusses und Verhandlungen der Schweiz mit der Friedenskonferenz; IV. Die bundesrätliche Botschaft vom 4. August 1919; V. Die Diskussion im Parlament und in der Öffentlichkeit; VI. Neue diplomatische Verhandlungen; VII. Die Volksabstimmung vom 16. Mai 1920 und ihre Bedeutung.

Die Gründe, die am Schluß des II. Kapitels dafür angeführt werden, daß die Schweiz nach Beendigung des Weltkrieges, der, wie Huber selbst sagt, „dem Schweizer Volk den Wert der Neutralität erneut und eindrucksvoll zum Bewußtsein gebracht“ hatte, „bereit sein“ mußte, für den Frieden unter den anderen Staaten „etwas zu tun“, weil sie unmittelbar an dessen Erhaltung interessiert sei u. s. w., sind genau so wenig überzeugend, wie sie es vor sechs Jahren waren, als sie zum ersten Mal ausgesprochen wurden. Das III. Kapitel geht — was natürlich bei einer derartigen, in erster Linie für das Ausland gedachten Darstellung begreiflich ist — nicht über den Rahmen der offiziellen Darstellung hinaus. Man begegnet der gleichen ausweichenden Ausdrucksweise, wie in den bundesrätlichen Botschaften, die über diesen Zeitabschnitt nicht volle Aufklärung geben wollen. So vermißt man den Hinweis auf die eigenmächtige, verfrühte Anmeldung des Beitritts durch Ador, wodurch die Schweiz diplomatisch im Kampf um ihre Neutralität von vornherein im Nachteil war. Man vermißt ferner eine auch nur annähernd bestimmte Angabe darüber, wer denn eigentlich gegen einen Beitritt der Schweiz unter voller Wahrung ihrer Neutralität Opposition machte. Im V. Kapitel wird u. a. den Auffassungen, die seinerzeit gegen den Beitritt geltend gemacht worden sind und die noch heute unverändert fortbestehen, eine sehr gerechte und sachliche Würdigung zuteil, wie sie ihnen bisher kaum irgendwo zuteil geworden ist. Auch dem Abstimmungsergebnis vom 16. Mai 1920 wird im VII. Kapitel eine Deutung gegeben, die man, zum mindesten bei unserer offiziellen Leitung, bisher kaum getroffen hat: „Die große Zahl verwerfender Stimmen in der deutschsprechenden Schweiz sind unzweifelhaft in der Hauptsache abgegeben worden, weil diese Bürger durch die Verwerfung des Beitritts eine Kundgebung für die unveränderte und bedingungslose Neutralität und gegen jede engere Verbindung mit fremden Staaten machen wollten. [Das tönt wesentlich anders als der Denunziationsbericht Nr. 36 des Politischen Departements aus dem Jahre 1921 gegen die Völkerbundsgegner.] . . Die Konzessionen, die die Schweiz hinsichtlich ihrer Neutralitätspolitik an den Völkerbund gemacht hat, stellen deshalb ein Außerstes dar. . . Der Neutralitätswille der Schweiz bildet nach wie vor einen Punkt in allen politischen und militärischen Berechnungen. Die Ab-

stimmung vom 16. Mai 1920 muß als Kundgebung in diesem Sinne gewürdigt werden.“ Huber vertritt im weiteren auch den Standpunkt, daß die Schweiz, auch wenn sie nicht mehr Mitglied des Völkerbundes sein sollte, im Besitz ihres völkerrechtlichen Neutralitätsstatus wäre, da die Londoner Erklärung keine Änderung dieses Status, sondern gerade dessen Aufrechterhaltung gegenüber den Verpflichtungen, wie sie sich aus der Mitgliedschaft im Völkerbund ergeben, zum Zwecke gehabt habe.

Man wird es als nicht hoch genug einzuschätzenden Gewinn dieser Schrift ansehen dürfen, daß sie, von berufener Seite stammend und in erster Linie an das Ausland gerichtet, die Neutralität der Schweiz so unentwegt verteidigt und gegen die Befugnisse des Völkerbundes abgrenzt. Leider ist sie, wie einer Nachschrift zu entnehmen ist, in der ersten Hälfte des Jahres 1923 abgeschlossen worden, so daß sie nicht mehr zu den Versuchen des Völkerbundes Stellung nehmen konnte, die nun eben über das Äußerste, was die Schweiz hinsichtlich ihrer Neutralitätspolitik an Konzessionen machen kann, weit hinausgehen: zum Garantiepakt und Benesch-Protokoll. Prof. Burckhardt vertritt in dem an erster Stelle dieses Heftes veröffentlichten Referat die Meinung, daß die Schweiz dem Benesch-Protokoll beitreten könne, da sie ja die Neutralität durch den Beitritt zum Völkerbund bereits so gut wie ganz aufgegeben habe. Prof. Huber müßte zweifellos, nachdem er so entschieden für die Behauptung der Neutralität eingetreten ist, zur gegenteiligen Stellungnahme kommen, umso mehr, als er sich auch in seinen Schlußbetrachtungen gegen „eine Überspannung des Sanktionsystems“ u. s. w. wendet.

Otto Hunziker: Das Benesch-Protokoll, Das neue Genferprotokoll im Lichte der Friedenspolitik beleuchtet; Heft 2 der Veröffentlichungen des Volksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz; Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 1924.

Die Folgerungen, die Prof. Huber in seiner vor anderthalb Jahren geschriebenen Schrift nicht ziehen kann, zieht um so entschiedener Nationalrat Hunziker in seinem soeben erschienenen Aufsatz. Er lehnt das Benesch-Protokoll ab, weil es, einer wirklichen Friedenspolitik zuwiderlaufend, eine Erleichterung zum Kriegsführen für eine bestimmte Staatengruppe und eine Verschlechterung des Völkerbundsvertrages ist. Als wirkliche Friedenspolitik stellt er dabei die Bemühungen hauptsächlich Englands um Herstellung eines tragfähigen Friedens in Europa hin. Diesen entgegengesetzt sind die Versuche Frankreichs und seiner Verbündeten, die Friedensordnung von 1919 durch Sonderallianzen innerhalb des Völkerbundes zu sichern. Das Benesch-Protokoll hätte die gleichen Folgen wie der bereits verabschiedete Garantiepakt: Schaffung einer Sonderallianz, die in zahlreichen Fällen ohne die im Völkerbundsvertrag vorgeschriebene Friedensvermittlung zum Kriege zu schreiten ermächtigt ist, die automatisch oder schon bei einer Angriffs-„Drohung“ ihre militärischen Pläne in Wirksamkeit setzen kann u. s. w. Die redlichen Absichten Mac Donalds bezüglich der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit sind sabotiert worden; die Wahl der Schiedsrichter und die Bestimmung ihrer Befugnisse durch den Rat bedeutet letzten Endes doch wieder die Entscheidung des Streitfalles durch den Rat, d. h. durch eine politisch einseitig gerichtete Gruppe von Staatsvertretern. Wollte die Schweiz dem Protokoll beitreten, so würde sie damit neue militärische Verpflichtungen übernehmen, was mit ihrer Neutralität unvereinbar wäre. Damit, daß sie den Vorbehalt der Londoner Erklärung machen wollte, wäre es nicht getan; wenn man die militärischen Verpflichtungen einer neuen Allianz nicht übernehmen will, so darf man der Allianz eben nicht beitreten. Aber selbst, wenn die Schweiz dem Protokoll nicht beitreten würde, würde dessen Zustandekommen für sie eine Gefahr bedeuten. Aus diesem Grund und im Interesse des europäischen Friedens sei daher zu hoffen, daß auch dieser neueste Versuch scheitert und daß künftig weitere derartige Versuche unterbleiben werden. D.

L'Abbé de Watteville.*)

Es handelt sich in diesem 464 Seiten starken, und mit 12 Reproduktionen alter Stiche illustrierten, Werk nicht nur um die Biographie eines sonderbaren Abtes, sondern hauptsächlich um die Geschichte der Freigravschafft und ihre Beziehungen zur Schweiz. Borel bezweckt damit, zu zeigen, „comment et par suite de quelles fautes un peuple libre et fier peut perdre son indépendance“. . . In seiner Darstellung behandelt er der Reihe nach: „L'abbaye de Baume-les-Moines, la branche Espagnole des Watteville, Jean de Watteville et sa légende, le retour en Franche-Comté, les origines de la Franche-Comté, la Franche-Comté au XVII^e siècle, l'affaiblissement, la Suisse et la Franche-Comté, la Ligue héréditaire et la neutralité, la Franche-Comté isolée de la Suisse, la mission de l'Abbé de Watteville, le voyage en Suisse, à la Diète de Baden, les intrigues de Mouslier, la seconde mission et l'invasion, la fin de la Franche-Comté“. Es ist dies eine bis ins Einzelne hineingehende Arbeit, die zurückgreift bis zu den Sequanern und Burgundern und abschließt mit dem letzten Versuch des Comte de Scey-Montbéliard vom Jahre 1713, aus der Freigravschafft einen schweizerischen Canton zu machen.

In dieser Besprechung möchten wir uns nun hauptsächlich auf das Verhältnis zur Schweiz und das Leben und Wirken Dom Jean de Watteville's beschränken.

Beziehungen zwischen einzelnen Gebieten der beiden Länder haben schon sehr frühe bestanden; bei uns brauchte man Salz und Getreide, drüben in der Freigravschafft Käse und Vieh. In engere politische Berührung aber kamen sie erst durch die aus den Burgunderkriegen sich ergebenden Verhältnisse, durch die Erbvereinigung von 1477/78 und ihre Erneuerung von 1511. Nach dem Wortlaut dieser Verträge waren beide Teile — für die Freigravschafft damals der Kaiser und seine Erben — verpflichtet, im Falle der Not einander gegenseitige Hilfe zu leisten, „getreues Aufsehen“ zu beobachten. Allein, durch die Reformation wurde das freundschaftliche Band derart getrübt, daß man bei den Eidgenossen anfang, die Verpflichtungen so auszulegen, als sei man nicht zur Waffenhilfe gezwungen, sondern einzig und allein zur Rolle eines Friedensrichters. Dies war Wasser auf die Mühle der französischen Gesandten, die es verstanden, in außerordentlich geschickter Minierarbeit die Schwäche der Eidgenossenschaft auszunützen, so daß diese während dem 30 jährigen Krieg und namentlich im „guerre de dix ans“ die Freigravschafft treulos im Stiche ließ. Noch schlimmer kam es bekanntermaßen, als Ludwig XIV. ans Ruder gelangte und durch seinen „traité des droits de la Reine très Chrétienne sur divers Etats de la monarchie d'Espagne“ die Freigravschafft als Erbe beanspruchte. Dem äußerst gewandten und verschlagenen Residenten Mouslier gegenüber versagte unsere Diplomatie vollständig. (Gewisse Kritiker wollen hierin eine Parallele zu unserer außenpolitischen Führung im Jahre 1919/20 entdecken.) Um Geld und schöne Worte war ihr alles feil, und so genügten jeweils die Drohungen, die 30 Mill. Fr. Goldrückstände nicht zu bezahlen oder Genf wegzunehmen, um unsere Räte zusammenknicken zu lassen und die Verhandlungen mit der Freigravschafft solange hinauszuzögern, bis sie Ludwig XIV. eines schönen Tages im Jahre 1668 besetzt hatte und wir, wie im Zonenkonflikt, vor vollendeter Tatsache standen.

Der weitaus bedeutendste Politiker der Freigravschafft in dieser letzten Periode war unzweifelhaft der aus dem Berner Patriziergeschlechte stammende und im Jahre 1613 in Mailand geborene Dom Jean de Watteville, Abt von Baume-les-Moines. Seine Lebensgeschichte, über die in den Geschichtswerken gewöhnlich nichts zu finden ist, klingt derart spannend und sagenhaft, daß wir nicht umhin können, daraus einige Punkte mitzuteilen. Jean de Watteville widmete sich in seiner Jugend dem Kriegshandwerk. Da bewog ihn der unglückliche Ausgang eines Duells, in ein Kapuzinerkloster einzutreten. Sein

*) Tony Borel: L'Abbé de Watteville, conseiller au parlement de Dôle, et sa mission en Suisse, Edition Frobenius S. A., Bâle 1923.

stürmisches Blut ließ ihn aber nicht zu lange bleiben. Er riß aus und begab sich unter falschem Namen an den Hof von Madrid, wo er infolge eines Duells wieder flüchtig werden mußte. Er versteckte sich daraufhin in einem Nonnenkloster, dessen Oberin eine Verwandte seines Veters war. Hier bildete sich bald ein zartes Verhältnis zu einem wunderhübschen Klosterfräulein. Als die Sache aber ruchbar wurde, entwich er mit ihm und landete nach stürmischer Seefahrt, die der Geliebten das Leben kostete, in Smyrna. Aus Schmerz über den Verlust trat er in die türkische Armee ein, wurde Mohammedaner und stieg schließlich bis zur Würde eines Paschas und Gouverneurs von Morea empor. In dieser Stellung fühlte er sich bei den damaligen zerrütteten Verhältnissen in der Türkei nicht lange sicher. Er verabredete eine geheime Ueberkunft mit den Venetianern, die es ihnen dann ermöglichte, Morea zu erobern und Watteville zu erlösen. Heimgekehrt, unternahm er eine Bußfahrt nach Rom und erhielt dann durch Vermittlung seines Bruders die verwaiste Stelle eines Abtes von Baume-les-Moines, mit der ein Sitz im Parlament von Dôle verbunden war.

Für die wichtigen Verhandlungen mit der Eidgenossenschaft um die Erneuerung der alten Erbvereinigung und den Abschluß einer Militärkapitulation war nun der lebenserfahrene, kluge und äußerst redgewandte Abt weitaus der geeignetste Mann, den die Regierung der Freigrasschaft mit Genehmigung Castel Rodrigos, des Generalgouverneurs der Niederlande, abordnen konnte. Allein seine Sendung stieß nicht nur bei verschiedenen schweizerischen Orten auf Widerstand, sondern fand auch Neider und Widersacher im eigenen Lager. Auf Veranlassung Precipiano's verweigerte das Parlament den notwendigen Kredit und verzögerte durch seine Lotterwirtschaft die Antworten auf die Anfragen und Vorschläge de Wattevilles. Diese Verkettung unglücklicher Umstände hatte zur Folge, daß die nach Geld und Gnadenketten hungernden Eidgenossen ihre anfängliche Geneigtheit zurückzogen und unter den zermürbenden Einfluß Mouslier's gerieten, der im Geheimen durch die Vermittlung Fatio's und Franconi's von Genf schon mit der Freigrasschaft in Unterhandlung stand. Als Ludwig XIV. im November des Jahres 1667 Anstalten zur Besetzung traf, sah de Watteville, der von den geheimen Verhandlungen Kenntnis hatte, ein, daß eine Rettung nicht mehr möglich war. Er huldigte dem Eroberer und kehrte, nach der vorübergehenden Freigabe, im Jahre 1674 wieder in seine Abtei zurück, wo er noch lange, mehr als Grandseigneur denn als Kirchmann, lebte und 88jährig starb. Mit diesem Übergang der Freigrasschaft an Ludwig XIV. hatten nun in Tat und Wahrheit auch die alten Verträge ihre Gültigkeit verloren, und die Schweiz sah sich eines ihrer altverbrieften Neutralitätsrechte aufs schmählischste beraubt.

Nicht ohne innere Anteilnahme legt man das Buch Borel's beiseite. Man spürt ihm an, daß es mit Liebe zu unserm schweizerischen Vaterlande geschrieben worden ist. Gewisse Kapitel, wie die Sendung de Watteville's und die Intriquen Mouslier's haben im Hinblick auf den Zonenkonflikt geradezu aktuelle Bedeutung. Man möchte wünschen, daß die Lehren jener Zeit heute nicht völlig vergessen blieben. Nach unserm Dafürhalten ist nun aber die ganze Arbeit doch etwas zu weitschweifig angelegt. Borel hätte wohl gut getan, eine Zweiteilung vorzunehmen, vielleicht in der Art, daß ein Buch sich mit der Geschichte der Freigrasschaft und das andere sich mit de Watteville befaßt hätte. So, wie die Darstellung gegliedert ist, ist zu viel Nebensächliches dabei, das den Faden der Handlung allzu lange unterbricht. Wir fragen uns auch, ob im Interesse einer strengen Wissenschaftlichkeit die vielen geographischen und kulturgeschichtlichen Beschreibungen von Ortlichkeiten und ihren Einrichtungen nicht eher unterlassen worden wären. Zusammenfassend darf jedoch festgestellt werden, daß der Verfasser sein zu Anfang gestecktes Ziel erreicht hat. Den Politikern, Lehrern und Leitern von staatsbürgerlichen Kursen seien daher namentlich die letzten Kapitel über unsere damalige Außenpolitik zur Lektüre empfohlen.

Ernst Steinemann.

Eine Monographie über Robert Weitling.

Hermann Buddensieg, *Die Kultur des deutschen Proletariats im Zeitalter des Frühkapitalismus und ihre Bedeutung für die Kulturidee des Sozialismus. Lauenburg, Verlag von Adolf Saal.* Unter diesem etwas anspruchsvollen Titel verbirgt sich eine Monographie über Robert Weitling, den bekannten utopistischen und rhapsodischen Kommunisten der Dreißiger Jahre. Der Verfasser hat sich mit vieler Liebe in das krause Wesen, Denken und Schriftstellern seines Helden hineingelebt und bringt sehr eingehende Analysen seines Stils und Anschauungsmaterials, seiner Denkformen und Denkergebnisse. Weitling bietet das interessante und nicht untypische Bild des Menschen eines großen Übergangs in sozialer und ideeller Hinsicht. Er steht auf dem Verfall der alten zünftlerischen Handwerkerstandes in die Proletarisierung durch die Maschine und den Großbetrieb; seine Gedankenwelt setzt sich in eigenartiger Weise zusammen aus dem dumpfen religiös-kommunistischen Sektengeist, wie er seit Jahrhunderten in Handarbeiterkreisen lebendig war, mit viel gesunder Bodenständigkeit und viel engstirniger Phantastik — und andererseits aus dem modernen aufklärerischen und rationalistischen Sozialismus, wie ihn kurz danach unter Loslösung von jeder patriarchalischen Geistesgebundenheit klar, aber ungewurzelt Karl Marx formulierte. Buddensieg vermittelt den Geist seines Gegenstandes in lebendiger, wenn auch stellenweise etwas breiter Weise; auch ihm selbst eignet ein menschlich sympathischer, doch begrifflich unklarer Enthusiasmus. —

Für die Schweiz ist Weitling von besonderem Interesse durch seine intensiven und wesenhaften Beziehungen zu ihr. Er hatte in Paris einen religiös-kommunistischen deutschen Handwerkerbund gegründet, und wurde von diesem 1841 nach der Schweiz gesandt, um dort für dessen Fortbestehen Geldmittel zu werben. Er entfaltete, nachdem reichsdeutsche Handwerker und Intellektuelle, die vor der deutschen Reaktion nach der Schweiz geflohen waren, schon vorgearbeitet hatten, von Genf aus eine energische Organisationstätigkeit und konnte in 1½ Jahren 10 kommunistische Orden mit 550 Mitgliedern sammeln. Auch schriftstellerisch arbeitete er unermüdlich, wobei er anfangs immer noch daneben seinem Schneidergewerbe oblag. Bald wurde die Polizei auf ihn aufmerksam und verfolgte ihn von Kanton zu Kanton, bis ihn zu Zürich, wohin er sich allen Warnungen zum Trost begeben hatte, das Schicksal ereilte. 1843 wurde er dort verhaftet und Druckbogen einer Schrift, in der die Christlichkeit des Kommunismus nachzuweisen versucht wurde, bei ihm beschlagnahmt. Bluntschli befaßte sich besonders mit der Vorbereitung des Prozesses gegen ihn. Am 23. Dezember wurde er zwar von der Anklage der Gotteslästerung freigesprochen, aber wegen Aufreizung zum Widerstand und Übertretung der Fremdengesetze zu 10monatigem Gefängnis und 5jähriger Landesverweisung verurteilt. Er litt unsäglich unter dieser Strafe (angeblich sei er mehrfach mit Dunkelarrest und Mißhandlungen bedacht worden) und strömte seine Empfindungen in Gedichten, den „Kerkerpoesien“, aus. Nach Verbüßung der Strafe wurde er nach Preußen abgeschoben, wo er sich seiner Militärpflicht entzogen hatte, aber eine sehr glimpfliche Behandlung erfuhr. Nach einem unsteten und mehr und mehr herunterkommenden Wanderleben in England und Amerika starb er 1871, bis zuletzt mit phantastischen Plänen, Reformen und Entdeckungen beschäftigt. Erich Brock.

Neue Bücher.

Grethe Auer. Ibn Chaldun. Eine Berbergeschichte aus der Almohadenzeit. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig 1925.

Almohadenzeit —? Dunkle Gegend. Aber der Leser lasse sich durch das Alter und die Abgelegenheit dieser Geschichte, die in das Marokko des 13. Jahrhunderts zurückgreift, ja nicht abschrecken. Die Verfasserin der „Ma-

rokanischen Erzählungen“, der „Marokkanischen Sittenbilder“, des „Marratsch“ und des „Dschilali“ besitzt die hohe, die echt dichterische Kunst, uns solche weltferne Vergangenheit im engumrahmten Bilde sinnlicher Gegenwart zu veranschaulichen und selbst die unfassbar breite Handlung eines politischen Aufstandes im Erlebnis weniger Personen, die unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen, zusammenzufassen. Sie macht Ibn Chaldun, den historischen Verfasser einer (1854 ins Französische übersetzten) Geschichte der Berbern, zum Großsiegelbewahrer des Sultans Abu Einan und läßt ihn von diesem wegen Unbotmäßigkeit in den Kerker werfen. Sein Mitgefangener aber ist der aus seinem Emirat von Bedschaira nach Fes gelockte und vom Sultan um seine Freiheit betrogene Abu Abdallah, der Hasside. Ihm liest, zur Verkürzung der Haft, Ibn Chaldun seine Berberchronik vor, ohne zu ahnen, daß Talula, die Tochter des Obersten der Leibwache, in dessen Hause die beiden jungen Männer sich einer erleichterten Gefangenschaft erfreuen, von ihrem Söller aus dem Vortrage lauscht und von heftiger Liebe zu dem Vorleser ergriffen wird.

Die Liebe, wie überall, findet auch hier den Weg zum Geliebten. Durch welche Verstellung das aber geschieht, — wie Talula durch ihre Schönheit zuerst den gefangenen Emir, nicht den geliebten Chronisten, in Flammen setzt und wie sie, die nur ihres Herzens Ziel im Auge hat, zum Werkzeug einer höheren Gerechtigkeit wird, die den Meriniden-Sultan stürzt und den Hassiden Abu Abdallah auf seinen Thron zurückführt, während Ibn Chalduns und Talulas Seelen sich finden und verschmelzen — das wollen wir, als das Geheimnis der dichterischen Erfindung dieser Novelle, nicht verraten. Die Verwicklung, so weiblich fein sie auch gesponnen sein mag, ist doch nicht das Hauptverdienst der Erzählerin; ihre unvergleichliche Meisterschaft liegt in der Einfühlung in die Denk- und Ausdrucksformen der Marokkaner und in der Beherrschung eines Sprachstiles, der durch die Vereinigung von farbiger Sinnlichkeit, rednerischer Würde und philosophischem Tiefsinn uns eine Geisteskultur nahe bringt, die wir zu unserer Beschämung orientalisches und islamisches nennen müssen.

Vom Wohlklang, Reichtum und geistigen Gewicht dieser orientalischen Redeweise mögen nur zwei ausgewählte Stellen einen Begriff geben; so jenes Selbstgespräch der von Ibn Chalduns Stimme bezauberten Zuhörerinnen Talula. „O Nachtigall!“ sprach sie bei sich, „o Herzbezwinger! Wie wahr redest du! .. Gott ist Eins, ist überall und immer. Ist Er nicht in dir, du berückende Stimme, wie er im Dufte der fernen Nachtblüten ist, der, von den Bergen niederwehend, mir das Herz schwer macht? Und ist Er nicht im sehnenenden Durst meiner Seele nach jenem Tau, der deinem Worte entquillt? Ist Er nicht in meiner Torheit, die sich auf tun will deiner Weisheit, o du Kündler des Lichts, damit du sie sättigest?“

Und, gleichsam als Antwort dazu, jene Rede Ibn Chalduns, in der er die Vereinigung mit der Geliebten als Pulsschlag im Blutkreislauf des Höchsten feiert. „Was ist bedeutend in dieser Welt,“ fährt er fort, „und was ist unbedeutend? Was ist Wille und was ist Weisheit? Was Torheit und Zufall? Glaube mir, Talula, der ich von Kindheit auf den Wegen nachforsche, die die Völker und Könige gehen und dem, wonach sie zu streben glauben: wir wallen aufwärts und wir wallen abwärts in den dunklen Schächten geheimnisvollen Gestaltens, wie Gottes Atemzüge die Ewigkeit trinken und aushauchen.“

„Ibn Chaldun“ ist nur eine Novelle von kaum hundert Seiten; und doch fühlen wir, dank der hohen Sprachkunst der Erzählerin, die Berührung mit einer Bildung und Gesittung, die uns tief empfinden läßt, wie arm wir durch unsern Überfluß von Bildungsmitteln, wie ratlos und unwissend wir durch den Wirrwarr unseres Wissens geworden sind.

Flore und Blanschekur. Altdeutscher Versroman von Konrad Fleck. In neuem Reime und mit Erklärungen dargeboten von Johannes Kind. Verlag von Huber & Co. 1924. Frauenfeld und Leipzig.

Die Veröffentlichung dieses Werkes hat eine dreifache Bedeutung: durch ihren Inhalt, die Dichtung Konrad Flecks aus der ersten Hälfte des 13. Jahr-

hundertz; sodann durch die neuhochdeutsche Bearbeitung von Joh. Nind; endlich durch dessen kritische Untersuchung über die Ursprünge der Dichtung Flore und Blanscheflur, ihre Zeitverhältnisse und Zusammenhänge (S. 167—240 des Buches).

Daß uns die liebliche Verserzählung des altalemannischen, wahrscheinlich aus dem Jura oder dem Elsaß stammenden Dichters Konrad Fleck in neuhochdeutscher Versform dargeboten und somit einem größeren Leserkreis, als die mittelhochdeutsche Dichtung ihn fände, zugänglich gemacht wird, können wir nur begrüßen. Der Liebesroman von Flore und Blanscheflur (Fleur et Blanchefleur) gehört seinem Inhalte nach zu den zartesten und rührendsten Erfindungen der epischen Poesie und hat deshalb wie kein anderer Sagenstoff in ganz Europa Verbreitung gefunden. Seine Heimat ist das Morgenland; viele Züge lassen sich in den Erzählungen von Tausendundeinenacht nachweisen. Die altdeutschen Bearbeitungen — es gab schon vor Konrad Fleck eine nieder-rheinische, 1170 entstanden — schöpfen aus einer verlorenen französischen Dichtung. Nach Fleck ist der Stoff auch in Prosaerzählung zum Volksbuch geworden — man kennt es in Simrocks schöner Fassung, kürzlich wieder in Schaffsteins Volksbüchern erneuert — und Hans Sachs hat, unvermeidlichermaßen, ein Drama daraus gemacht. Neuhochdeutsche Übersetzungen von Flecks Gedicht sind im letzten Jahrhundert versucht worden, können aber keineswegs befriedigen. So war es durchaus gerechtfertigt, wenn Joh. Nind die Aufgabe abermals angriff. Daß er dazu berufen war, als Sachkundiger von kritischem Urteil und als Sprachformer von gutem Geschmack, zeigt das Ergebnis seiner Arbeit. Mit vollem Recht hat er in seiner Übersetzung die Versform des Originals beibehalten, dessen Breitspurigkeit aber durch beträchtliche Kürzung beseitigt. Seine Übersetzung hat den leichten Fluß, den die Versform der gereimten Viertakter erfordert, und die anmutige Geschmeidigkeit, die dem Geiste der alten Dichtung entspricht. Auch die Ausstattung des Buches, der ziemlich saubere Druck und der hellblaue Einband mit Pergamentrückten, sind mit Geschmack gewählt und empfehlen das Buch als Geschenkwerk.

Die beigegebene wissenschaftliche Untersuchung erstreckt sich auf alle literarhistorischen und künstlerischen Fragen nach dem Ursprung und der Geschichte der Flore und Blanscheflur-Dichtung und nach dem Verhältnis der Fleck'schen zu ihrer französischen Vorlage und dem morgenländischen Urbild. Der Übersetzer weist sich in diesem Teil seiner Arbeit als ein gründlicher Kenner der einschlägigen Literatur aus. Wir wünschen seiner Übersetzung eine gute Aufnahme bei allen Freunden älterer Dichtung und Sage.

Vo Arbet, Gfang ond Liebi. Erzählung in Appenzeller Mundart von **Walter Rotach.** H. R. Sauerländer & Co.arau 1924. (162 S.)

Die Appenzeller Mundart, die vor bald hundert Jahren durch den Wig des „poetischen Appenzellers“ Johann Merz von Herisau sich literarisches Grundrecht erworben, hat sich in neuerer Zeit auch als Sprache des Gemüts dichterischen Ausdruck verschafft, so im „Chemifeger Bodemaa“ Joh. Hartmanns und in den Liedchen und Sprüchen „Dar i nüd e bezeli“ von Julius Ammann.

Den Genannten schließt sich Walter Rotach (Lehrer in Herisau) mit einer längeren Erzählung in Appenzeller Mundart an, nicht unwürdig seines Vorläufers Hartmann, der uns zum ersten Mal die warmen Herzenstone der immer nur als witzig gerühmten Volkssprache des Appenzells offenbart hat. — Wie Hartmann greift auch Rotach ins selbsterlebte Leben hinein, ohne freilich die eigene Person mit der Handlung zu verflechten; allein er bricht nicht irgendwo ab, wie Hartmann, der uns die Wanderungen seines „Chemifeger Bodemaa“ bis zur Heimkehr erzählt, sondern er bringt eine Jugend- und Liebesgeschichte zu dem erfreulichen Abschluß, der im Titel „Vo Arbet, Gfang ond Liebi“ angedeutet ist. Ein Stück altväterisches Schulmeisterleben ist mit der frühen Liebeschwärmerei eines werdenden Jünglings und künftigen Lehrers aufs anmutigste verknüpft und ein ernstes Kapitel aus dem Leben der Großeltern mit eingeflochten. Wenn darunter die künstlerische Einheit etwas

leiden mag, so ist doch alles mit so viel gesundem und gemütvoll abgetöntem Humor erzählt, die Charakteristik so sicher und fein durchgeführt, daß jeder für gute Mundart empfängliche Leser einen reinen und herzlichen Genuß am Ganzen haben wird.

Josef Reinhart. Dr Schuelheer vo Gummatal. Gschichte und Bilder us sim Läbe.
Verlag A. Franke, A.-G., Bern, 1925.

Der „Schuelheer“ (eine Seitenbildung zum mundartlichen „Chilcheer“ oder kurz „Heer“ für Pfarrer), hat wirklich gelebt und lebt fort im Andenken seiner Schüler, die ihn nicht vergessen können. Einer von ihnen erzählte mir von dem Martyrium seiner letzten Wochen, die er, von den fürchterlichen Schmerzen des kalten Brandes gepeinigt, im Spital verbrachte. Hände und Füße starben ihm ab, an dem sonst gefunden Körper, und sein Schreien drang auf die Straße, sodaß die Leute stehen blieben und fragten, wer der arme Mensch sein möge.

Doch davon erzählt Josef Reinhart nichts. Wie er überhaupt die gräßlichen Kontraste meidet, verhüllt er auch dieses furchtbare Lebensende eines Unschuldigen mit dem Schweigen versöhnungsbedürftiger Güte. Das Lebensbild des geliebten Lehrers sollte bis zuletzt von der milden Heiterkeit überstrahlt sein, mit welcher der „Schuelheer“ auch die trüben Erfahrungen seines Lebens, auch den Verzicht auf ein erhofftes Eheglück, überwand.

Und so ist nun wirklich, dank dem Recht des Dichters auf Korrektur der Wirklichkeit, die Gestalt des „Schuelheer“ von einem freundlichen Sonnenschein umgeben; nicht vom Strahlenkranz eines Helden, noch vom Nimbus einer emporgeschraubten Größe. Er ist eins von den Menschenkindern, die den Dichtern des Gemüts und Humors aus Herz wachsen und an denen sie so recht klar machen können, daß reines Menschentum auch in unscheinbaren und drollig-kworigen Gestalten unter uns wandelt.

Reinhart erzählt keine Lebensgeschichte, sondern läßt, wie der Untertitel besagt, Geschichten und Bilder aus dem Leben des „Schuelheer“ an uns vorüberziehen. Dieser Mensch, der kaum jemals — und darin ganz und gar nicht Schulmeister — eine allgemeine Lehre, Moral oder Theorie von sich gibt, der überhaupt fast nur in Satzbruchstücken redet und für sein tieferes Gefühl nur ein beredtes Räuspern und Brummen, ein halb unterdrücktes „Sackerlot“ oder gar nichts findet, ist merkwürdigerweise doch ein begnadeter Erzieher. Gefühlsmäßig erkennt die Schuljugend seinen Idealismus, der weniger in seinen Worten als in seinen Handlungen Ausdruck findet. Er, der sich so wenig geltend zu machen versteht, gilt etwas bei den Schülern; er, der keine Autorität beansprucht, hat sie. Die Jungen fühlen es, daß dieser Lehrer mehr will als lehren; daß er nicht bloß an ihnen, sondern an sich selbst arbeitet; daß er nicht bloß mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen bei der Sache ist.

Und so gibt es sich ganz von selbst, daß sein Leben sich mit dem seiner Schüler verwebt und daß die Bilder, die der Erzähler vor uns aufrollt, uns in manches Heim blicken und an manchem Knabenschicksal Anteil nehmen lassen.

Dabei bewährt sich aufs Neue Reinharts Schilderungskunst, die mit feinen, kleinen Strichen schafft, eine Kunst des Helldunkels, die jede Situation in eine eigene Stimmung taucht: ein Sonnenstrahl da, ein Wolfenschatten dort, ein Lichtlein im Dunkel, ein unheimliches Zwielicht, ein ahnungsvolles Sterngefunkel. . . Nichts steht scharf umrissen in klarer, dünner, kalter Luft vor uns, alles ist voll Atmosphäre des Gemüts, irgendwie vom Licht einer Seelenstimmung umflossen.

Und wie köstlich spielt die Phantasie mit ihrer Bildkunst in die Erzählung hinein! Ich schlage ein paar Seiten aus der „Schulreise“ nach. Da sitzt der Herr Pfarrer auf dem lustig-bunten Meitschwagen vorn, „fasch wie ne Rinderstore mits i sym Meiegarte hocket“. Und nun gehts in den strahlenden Morgen hinaus. Welche Luft! „Amene Summermorge frueh, wenn d'Sunne no nüt z'tue het, as der Tau lo z'glichere und d'Aluge i de Gschtere vo junge

Güte mache z'glänze" . . . Laute Knabenstimmen erdröhnen in einem Männer-vaterlandslied. Schüchtern setzen nachher auch die Mädchen an. Aber „ihri Viedli hei so fyn i's Land use gwädelet wie nes dünns Meielüftli.“ Im Eisenbahnwagen kommt der Schulherr (nicht aus Zufall) gegenüber der lieblichen Schulinäherin zu sitzen. . . „Der Herr Profässer isch do glässe, het si Stücke bald i ei Hand gnoh, bald i di anderi und het vo Zyt zu Zyt wider ne hungsüesse Blick versuecht, wie nes Chind, wo öppe, wenn's niemer gseht, dr Finger i's Hunghäfeli kimpft“ . . .

Wie geht dem Erzähler der Bildervorrat aus. Wie das ganze Werk, so ist auch jedes Einzelne aus dem vollen Leben geschöpft. — Ein köstliches Buch.
D. v. G.

Vom alten Zürich.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1925. (Zürich. Verlag von Arnold Bopp & Co. 293 S. 8 Fr.)

Der langen Reihe der neuen Folge von Zürcher Taschenbüchern reiht sich dieser 45. Jahrgang würdig an. Zu einer Zeit, als von Heimatschutz noch keine Rede war, und als moderner Verkehrsgeist oft unnötigerweise mit den „Alttertümern“ aufräumte, unternahm es eine „Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde“, an eine vor Zeiten in kleinem Format erschienene Reihe von „Zürcher Taschenbüchern“ anzuknüpfen. Die Artikel sollten irgend einen Bezug auf Zürich haben, sollten historisch gut belegt und für einen weiteren Kreis von Liebhabern der Geschichte geschrieben sein. Familien-Archive und die Stadt-Bibliothek lieferten reichlichen Stoff. Als die Zahl der alten Zürcher kleiner wurde, ließ (seit 1914) die Antiquarische Gesellschaft dem Unternehmen ihre Unterstützung. Der Krieg schien ihm gefährlich zu werden. 1915/17 erschien nur ein Band. Da fand sich 1921 in Arnold Bopp ein neuer Verleger. Prof. Dr. Johannes Häne übernahm die Herausgabe und seitdem liegen vier Bände vor, deren Ausstattung dem Verlage Ehre machen.

Der neue Band bringt die Erlebnisse des Sergeanten Georg Heidegger von Zürich in napoleonischen und niederländischen Diensten 1807—1825. Häne leitet diese Aufzeichnungen Heideggers ein, geht den Beziehungen der vorkommenden Personen mit dem Spürsinn eines echten Historikers nach und gibt so eine große Anzahl von Anmerkungen. Heidegger, der Sohn eines Schuhmachermeisters, gehört dem bekannten alten Zürcher Geschlecht der Heidegger an, das eine Reihe Offiziere in fremden Kriegsdiensten stellte. So war auch dieser Heidegger eine Soldatennatur, auf Abenteuer aus und unsterblich in seinem Leben. Als er einmal krank in Lausanne lag, schrieb er diese Erlebnisse nieder und zwar mit einem Geschick und einer Anschaulichkeit, die Erstaunen erregt. Dabei war Heidegger ohne jede weitere Bildung, wußte sich aber in alle Lagen zu finden.

Im zweiten Artikel berichtet Dr. Guido Hoppeler über den Ausbau der Grossmünstertürme 1487—1492. Die Geistlichkeit von Zürich wurde dafür belastet und dieses Steuerregister vom Jahre 1489 ist erhalten und gibt eine Fülle von persönlichen und wirtschaftlichen Nachrichten aus jener Zeit. Sodann bespricht Heinrich Hedingger in Regensburg eine Schulordnung von 1636, welche auf Veranlassung von Antistes J. J. Breitingger für Regensburg und Diersdorf erlassen wurde. Adrian Corrodi-Sulzer hat es sich zur Aufgabe gestellt, den alten Stadtplänen und bemerkenswerten Häusern des alten Zürich nachzugehen. In diesem Bande des Taschenbuches bringt er eine interessante Studie vom Hause „zum Kronentor“, wo kürzlich „Pro Juventute“ sich eingerichtet hat. In die Revolutionszeit führt Dr. G. Guggenbühl mit seinen „Streiflichtern zum Stäfnerhandel“ (1794—95). Prof. Dr. Ernst Walder erzählt von zwei „Schweizerreisen zürcherischer Studierender im 18. Jahrhundert“ und Prof. Dr. Hegi führt „Glasgemälde und Wappen zürcherischer Gemeinden“ weiter fort und behandelt Stammheim, Thalheim, Gütikhäusen und Uhwiesen. An „Kleine Mitteilungen“ von

A. Corrodi-Sulzer, Geßler, F. D. Pestalozzi schließt sich, wie immer, die fleißig zusammengetragene Bibliographie von Dr. Stauber an und die Zürcher Chronik 1919 von E. Arnet.

Zahlreiche farbige Bilder und Tafeln, Wappen etc. zieren das Buch. Der Verleger gibt demselben noch einen separaten Farbendruck — Format 27/36 — bei, der Zürich im Jahre 1816 und zwar einen „Blick vom Kornhaus gegen Schiffslände und Grendel“ darstellt. So ist alles geschehen, um auch diesen Band zu einem lesenswerten und begehrenswerten zu machen. Wir bemerken noch, daß der Verlag von Bopp die illustrierte „Zürcherische Chronik für Stadt und Landschaft“ wieder aufleben läßt und sie seinem Familienblatte „Das Schweizerheim“ beilegt. Redaktor ist Otto Hauser.

Christian Beyel.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen oder angeführten Bücher.

- Auer, Grethe:** Ibn Chaldun; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925.
Borel, Tony: L'Abbé de Watteville; Frobenius, Basel 1923.
Buddensieg, Hermann: Die Kultur des deutschen Proletariats im Zeitalter des Frühkapitalismus; A. Saal, Lauenburg.
Huber, Max: Die schweizerische Neutralität und der Völkerbund; Kopenhagen 1924.
Hunziker, Otto: Das Benešch-Protokoll; Leemann, Zürich 1924.
Jellicoe, G. G.: Playing the Game; John Long, London 1924.
MacIndier, G. A.: The geographical pivot of history; 1904.
Rind, Johannes: Flore und Blanschesteur; Huber, Frauenfeld 1924.
Reid, Gilbert: China captive or free.
Reinhart, Josef: Dr. Schuelheer von Gummetal; Francke, Bern 1925.
Rotach, Walter: Vo Arbet, Gfang und Liebi; Sauerländer, Aarau 1924.
Russel, B.: China und das Problem des fernen Ostens; Drei Maskenverlag, München 1925.
Sarkar, Benoy Kumar: The futurism of young Asia, Berlin 1922.
Swanwick, H. M.: Builders of Peace; The Swarthmore Press, London 1924.
Zürcher Taschenbuch 1925; Bopp, Zürich.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Walter Burdhardt, Bern — Prof. Dr. Karl Haushofer, München — Dr. Christian Beyel, Zürich — Dr. Samuel Guyer, (Uster), z. Zt. Trudering b. München — Dr. Hans Corrodi, Zürich — Dr. Hans Dehler, Zürich — Dr. Karl Bertheau, Zürich — Dr. Sektor Ammann, Aarau — Pfarrer Eduard Blocher, Zürich — Dr. Walter Eduard Geßner, Basel — Hermann Luz, München — Ernst Steinemann, Schaffhausen — Erich Brod, Freiburg i. Br. — Prof. Otto v. Greyerz, Bern.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstrasse 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.